



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ohlert, K.: Das wundertätige Schlangenkraut in Mythen, Sagen und
Märchen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kriege zusammen im Felde gestanden hatten, tauschten zuerst an den Erinnerungstagen gegenseitig Besuche aus, und daraus hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit das jetzt bestehende gute freundschaftliche Verhältnis entwickelt. Das zeigt sich z. B. auch darin, daß, während früher die Burg Hohenzollern von Württemberg aus eher gemieden wurde, sie nunmehr gerade von dort sehr zahlreich besucht wird.

So ist es denn neben den Eindrücken der schönen Natur eines der angenehmsten Ergebnisse, die man von solchen schwäbischen Wanderungen mitbringt, daß man dabei beobachten kann, wie sogar in kleinen abgelegenen Orten der nationale Gedanke, das Gefühl und das Verständnis für die Gemeinsamkeit der Interessen kräftig Wurzel geschlagen haben, und wir so trotz der politischen Fehler vieler Jahrhunderte doch auf dem Wege sind, durch das neue Reich eine wirkliche Nation, ein großes, einiges Volk zu werden.



Das wundertätige Schlangenfräut in Mythen, Sagen und Märchen



Die Lebensbedingungen aller Menschen sind im wesentlichen gleich. Jahrtausende, Abstammung und klimatische Einflüsse können wohl Sitten und Anschauungen, aber niemals die Grundbedingungen ändern, unter denen sich das Leben abspielt. Die Triebe, die in den Menschen gelegt sind, bleiben dieselben ebenso wie die Tätigkeit der Phantasie. Liebe und Haß und alle Regungen der Seele sind noch heute das treibende Element im Leben der Menschen wie vor Tausenden von Jahren und zeugen laut von der Einheit des Menschengeschlechts. Alle diese Regungen finden ihr treues Abbild in Mythen, Sagen, Märchen und in jeder Richtung der Poesie. Die Phantasie der Völker ist die frische Quelle, der dieser Schatz entströmt, darum finden wir trotz der Verschiedenheit des Himmelsstrichs und der Zeiten bei verschiedenen Völkern merkwürdig ähnliche Gebilde, und doch sind sie, obwohl durch Ort und Zeit getrennt, aus eigener Kraft emporgewachsen; die Phantasie war ihre Mutter, unter derselben Sonne gediehen sie, verlockend schön oder einfach, düster und wild oder heiter und lieblich. An der Wahrheit dieses Satzes wird nichts geändert, wenn man auch zugeben muß, daß einzelne Züge in den Mythen, Sagen und Märchen als gemeinsames Erbgut mit den Völkern aus ihren Stammsitzen in alle Welt hinaus wanderten, dann verschwanden und zuweilen erst nach Jahrhunderten wieder auftauchten, gefärbt nach dem Boden, auf dem sie Wurzel schlugen.

Die Phantasie der Völker hat sich kaum mit einem andern Tiere so lebhaft beschäftigt wie mit der Schlange. Fast alle Völker sahen in ihr das Bild eines rätselhaften und geheimnisvollen Geschöpfes, die Verkörperung eines dämonischen und unheimlichen Wesens. Deshalb war der Volksglaube von jeher bemüht, die Schrecken und die Wunder ihrer Erscheinung ins Ungemeßene auszusmücken. Bei den alten Griechen stellten die Schlangen ursprünglich unterirdische Gottheiten dar. Später sah man in ihnen die Seelen der abgeschiednen Heroen und glaubte, daß die Toten durch ihre Verwandlung in Schlangengestalt zu den Seligen entückt würden. So wurden Kadmos und Harmonia, nachdem sie in Syrien Herrscher geworden waren, zuletzt von Zeus in Schlangen verwandelt und nach dem Elysion

gesandt. Darum war es eine allgemein verbreitete Volksanschauung, daß der zum Heroß gewordne Tote Schlangengestalt annahm, oder daß nach dem Tode des Heroß eine Schlange an seinem Grabe zurückblieb, die den Leichnam als Genius beschützte und den Totenkult entgegennahm. Aber die Schlange hütete nicht nur das Grab, sondern jeden geweihten Ort, vor allem die Stätten des den Ahnen gewidmeten Kultus, nämlich den Altar und den Herd des Hauses und darum auch das Haus selbst. Als unterirdischer Dämon hat die Schlange ein übermenschliches Ahnungsvermögen, oder sie verleiht, wem sie wohl will, die Schergabe, die den Schleier der Zukunft lüftet oder die Sprache der Tiere versteht. Ebenso gebietet sie über die geheimnisvollen Schätze und Kräfte des Innern der Erde. Daher stammen die Vorstellungen von den ortshütenden und schatzehütenden Schlangen, die Fabeln von den Wundersteinen, die sie verleihen oder auf ihrem Kopfe tragen. Darum kennen sie auch das Kraut, das gegen den Tod gewachsen ist.

Die meisten dieser Züge kehren in den Mythen und den Märchen nicht nur der alten Griechen, sondern fast aller Völker wieder. In den Märchen, die uns hier beschäftigen, ist der mythologische Charakter der Schlange niemals ganz geschwunden, er tritt vielmehr überall zutage. In andern Märchen haben die Tiere, die darin vorkommen, wohl auch menschliche Empfindung und Sprache, aber weiter hinaus zeigen sie selten einen übernatürlichen Charakter, während man bei den Schlangen noch deutlich ihr ursprünglich dämonisches, übernatürliches Wesen erkennen kann.

Nach einem uralten Sehermärchen von der Insel Kreta bei Apollodor III, 3, 1. 2 verfolgt Glaukus, ein Sohn des Königs Minos und der Pasiphae, als Kind eine Maus, fällt dabei in ein Honigfaß und stirbt. Der Seher Polyidus findet den toten Knaben, aber der König ist damit nicht zufrieden, er will den Sohn lebendig wieder haben und schließt den widerspenstigen Seher mit dem Leichnam in die Grabkammer ein. Hier sieht Polyidus, wie eine Schlange dem toten Knaben naht, er erschlägt sie; aber eine zweite kommt heran, sieht die Gefährtin tot, entfernt sich wieder und kommt mit einem Kraute wieder, das legt sie auf die tote Schlange, und diese erwacht. Sofort erweckt Polyidus mit demselben Kraut auch den Knaben.

Eine ganz ähnliche Geschichte wird von Plinius 25. Kap. II 5. 6 über den Wunderknaben Tylos in Lydien erzählt. Der Knabe wird von einem Drachen getötet. Man sieht, daß eine kleine Schlange von ihrer Mutter durch das Wunderkraut Balis ins Leben zurückgerufen wird, und belebt mit demselben Kraut auch den Tylos. Auch in Arabien und andern Gegenden erzählte man von derselben Wunderkraft gewisser Kräuter.

Dieselben Züge finden wir in dem bekannten Grimmschen Märchen Nr. 16 „Die drei Schlangenblätter“ wieder. Der einzige Sohn eines armen Mannes verläßt das Elternhaus, um dem Vater nicht weiter zur Last zu fallen. Im Dienst eines mächtigen Königs besiegt er das feindliche Heer, kommt zu großen Ehren und wirbt um die Königstochter. Aber die Prinzessin, die sehr schön, zugleich aber auch sehr wunderlich ist, will keinen zum Herrn und Gemahl nehmen, der nicht verspräche, wenn sie zuerst stirbe, sich lebendig mit ihr begraben zu lassen. Dagegen will sie dasselbe tun, und wenn er zuerst stirbe, mit ihm in das Grab steigen. Die Liebe des Jünglings ist so groß, daß er der Gefahr nicht achtet und das Versprechen abgibt. Die Hochzeit wird mit großer Pracht gefeiert. Nun leben sie eine Zeit lang glücklich und vergnügt miteinander. Aber die junge Königin fällt in eine schwere Krankheit und stirbt. Ihrem Gemahl graut es davor, sich lebendig in das Grab zu legen, kann jedoch seinem Schicksal nicht entgehn. Als der Tag kommt, wo die junge Königin im Gewölbe beigesetzt wird, da wird er mit hinabgeführt und dann das Tor verschlossen. Da sitzt er nun voll Schmerz und Trauer und sieht doch, wie der Tod immer näher heranrückt. Indem er so vor sich hinstarret, sieht er aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen, die sich

der Leiche nähert. Um sie zu schützen, zieht er sein Schwert und schlägt die Schlange in drei Stücke. Über ein Weilschen kriecht eine zweite Schlange hervor, als sie aber die andre tot liegen sieht, geht sie zurück, kommt aber bald wieder und hat drei grüne Blätter im Munde. Dann nimmt sie die drei Stücke von der Schlange, legt sie, wie sie zusammen gehören, und tut auf jede Wunde eins von den Blättern. Als bald fügt sich das Getrennte aneinander, die Schlange regt sich und wird wieder lebendig, und beide eilen fort. Der junge König hebt die Blätter auf und legt eins davon auf den Mund der Toten, die beiden andern auf ihre Augen. Kaum ist das geschehn, so bewegt sich das Blut in den Adern. Frisch und gesund verlassen beide die Grabkammer. Die drei Schlangenblätter aber nimmt der junge König mit und gibt sie einem Diener, daß er sie sorgfältig verwahre. Es ist aber in der Frau, nachdem sie wieder ins Leben erweckt worden ist, eine Veränderung vorgegangen: es ist, als ob alle Liebe zu ihrem Gemahl aus ihrem Herzen gewichen sei. Als sie bald darauf mit ihm eine Fahrt über das Meer macht, vergiftet sie seine Liebe und Treue und faßt eine böse Neigung zu dem Schiffer, und während der junge König im Schläfe liegt, wirft sie ihn mit Hilfe des Schiffers ins Meer. Der treue Diener aber findet seinen Herrn und bringt ihn durch die drei Schlangenblätter, die er auf die Augen und den Mund des Toten legt, wieder glücklich ins Leben zurück.

Nach einem neugriechischen Märchen bei Hahn*) hört eine Mutter, daß ihr Sohn getötet sei. Sie macht sich auf, um ihn zu suchen, und erschlägt unterwegs eine Schlange. Eine andre Schlange kommt heran, legt ein Kraut auf die tote Gefährtin und belebt sie wieder. Die Mutter nimmt das Kraut und erweckt damit ihren Sohn zum Leben. Nach einem andern neugriechischen Märchen bei Hahn II, 260 findet der riesenstarke Sohn eines Priesters in der Fremde seinen Tod. Die Eltern gehn aus, um den Sohn zu suchen. Als sie Raft halten, sehen sie, wie zwei Schlangen miteinander kämpfen und die eine die andre tötet. Da sagt der Priester zu seiner Frau, sie solle die Schlange mit Blättern zudecken, damit man sie nicht sehe. Als die Frau das tut, wird die Schlange von den darauf gelegten Blättern wieder lebendig. Mit diesem Kraute beleben sie ihren Sohn. Dasselbe wundertätige Schlangenkraut findet sich noch in zwei andern neugriechischen Märchen (bei Hahn II, 220 und 274).

Nach einem litauischen Märchen bei Schleicher Seite 57 ff.**) sieht ein Jüngling auf seiner Wandrung in die weite Welt zwei Schlangen, die in furchtbarer Wut gegeneinander kämpfen und sich schwer verwunden. Als sie mit dem Kampfe zu Ende sind, kriechen sie zu einem Strauche; von dem pflücken sie Blätter ab, legen sie auf ihre Wunden und werden sogleich wieder heil. Der Jüngling geht weiter, befreit eine Königstochter von einem Drachen, wird aber von den neidischen Dienern des Königs erschlagen. Vier Tiere, denen der Jüngling das Leben geschenkt hatte, der Bär, der Löwe, der Wolf und der Hase, finden seine Leiche, das Hässchen holt schnell eine Anzahl Blätter von dem Strauche. Dann nehmen sie die Blätter, belegen die Leiche damit, und der Jüngling wacht auf mit den Worten: „Warum habt ihr mich denn aufgeweckt, ich habe so sanft geschlafen.“ Nach der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (1886 Seite 394 ff.) hatte im Kraichgau das Märlein Umgang, daß Notburga, König Dagoberts Tochter, in einer Höhle auf Hochhauser Gemarkung als Einsiedlerin lebte, wohin ihr ein Hirsch insgeheim von des Königs Tisch Speise trug. Dagobert will sie mit Gewalt aus der Höhle ziehn und reißt ihr dabei einen Arm aus. Die Wunde wird durch eine Schlange geheilt, die ihr ein wundertätiges Kraut bringt. Auf ihrem Denkmal in Hochhausen ist Notburga als Patronin gegen Verwundungen dargestellt, wie sie mit dem Kraut, das eine Schlange herbeibringt, ihre eigne Wunde heilt.

*) Griechische und albanesische Märchen, II, 204.

**) Litauische Märchen, Sprichwörter, Rätsel und Lieder.

An Stelle des Krautes erscheint mitunter eine Salbe, mit der die Wunde geheilt wird. In der Geschichte des Königssohnes von Babil im Papageienbuche (Tuti Nahme) des Nachschebi, das auf altindischen Ursprung zurückführt, sieht der Königssohn Ferruch-Bacht am Ufer eines Flusses und bemerkt im Wasser eine große Schlange mit einem Frosch im Rachen. Der Königssohn hat Mitleid mit dem armen Frosch und nähert sich der Schlange. Diese aber fürchtet einen Angriff von ihm und läßt ihren Fang fahren. Kaum sieht sich der Frosch frei, so taucht er im Wasser unter, aber die Schlange macht dem jungen Felsen Vorwürfe, daß er sie ihrer Nahrung beraubte. Da sieht er ein, daß es nicht edel ist, die Schlange hungern zu lassen, und schneidet von seinen Gliedmaßen soviel Fleisch ab, als zu ihrer Sättigung genügt. Schlange und Frosch sind von seiner Großmut entzückt, nehmen menschliche Gestalt an, treten bei ihm in Dienst und begleiten ihn auf seiner Reise durch die Welt. Er kommt mit seinen Genossen zum König von Ägypten nach Kairo. Die Tochter des Königs wird eines Tags in den königlichen Gärten von einer Schlange gebissen und liegt schwer krank daneben. Die Schlange in Menschengestalt hat nun Gelegenheit, dem Königssohn die Großmut zu vergelten, sie geht zur Königstochter und saugt das Gift aus der Bißwunde, dann reibt sie eine Salbe in die Wunde. Die Prinzessin ist geheilt und wird dem Königssohne zur Gemahlin gegeben.

Das Schlangenkraut hat aber auch noch andre geheimnisvolle Macht.

Ein slawisches Märchen (bei Wenzig im Westslawischen Märchenschatz S. 116 ff.) erzählt: Es war ein Schafhirt, und als Schafhirt weidete er Schafe. Wenn er die Schafe weidete, blies er gewöhnlich ein Liedchen auf seiner Hirtenpfeife oder lag auf dem Boden und sah nach dem Himmel, nach den Bergen, auf die Schafe und auf den grünen Rasen. Eines Tags — es war im Herbst, zu der Zeit, wo die Schlangen in die Erde schlafen gehen — lag der liebe Schafhirt auf dem Boden, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, und schaute vor sich hin den Berg hinab. Da sah er sein Wunder. Eine große Menge Schlangen kroch von allen Seiten zu dem Felsen heran, der gerade vor ihm stand; als sie vor dem Felsen angekommen waren, nahm jede Schlange ein Kraut, das dort wuchs, auf die Zunge und berührte damit den Felsen; dieser öffnete sich, und eine Schlange nach der andern verschwand im Felsen. Der Schafhirt erhob sich vom Boden, befahl seinem Hunde die Schafe zu weiden und ging zu dem Felsen, indem er bei sich dachte: „Mußt doch sehen, was das für ein Kraut ist, und wohin die Schlangen kriechen.“ Es war ein Kraut, das er nicht kannte; als er es aber abriß und den Felsen damit berührte, öffnete sich der Felsen auch ihm. Er ging hinein und stand in einer Höhle, deren Wände von Gold und Silber strahlten. In der Mitte der Höhle stand ein goldner Tisch; auf dem Tische lag kreisförmig in sich gewunden eine ungeheure alte Schlange. Um den Tisch herum lagen lauter Schlangen, alle schliefen so fest, daß sie sich nicht rührten, als der Schafhirt eintrat.

Als er sich alles angesehen hat, will er wieder hinaus, aber der Felsen bleibt verschlossen, so legt er sich hin, um zu schlafen. Es schien ihm, daß er nicht lange geschlafen habe, als ihn ein Rauschen und Flüstern weckt. Da sieht er die strahlenden Wände, den goldnen Tisch, auf dem Tische die alte Schlange und um den Tisch eine Menge Schlangen, die den goldnen Tisch lecken, indem sie dazwischen fragen: „Ist es schon Zeit?“ Die alte Schlange läßt sie reden, bis sie langsam den Kopf erhebt und sagt: „Es ist Zeit.“ Die Schlangen kriechen zum Felsen, der sich öffnet und hinter ihnen schließt. Der Schafhirt kann nicht eher aus der Höhle, als bis er einen dreifachen Eid geschworen hat, keinem zu sagen, wo er gewesen und wie er hineingekommen sei. Als er im Freien ist, erkennt er, daß es Frühling anstatt des Herbstes ist.

Eine Sage der Jamaiten (Litauer) nennt die Art des Schlangenkrauts und erzählt, daß es den Besitzer weise macht. Nach dieser Sage*) blüht das Farn-

*) Bei Beckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Jamaiten, II. 180.

kraut in der Johannisnacht einige Minuten um Mitternacht. Der Schlangenkönig holt sich dann diese Blüte für seine Krone. Wer diese Blüte hat, der ist allwissend. Einmal hatte ein junger Rinderhirt seine Herde verloren, es war gerade Johannisnacht, da sah er im Mondschein eine Blume blühen, er pflückte sie, ohne sich etwas dabei zu denken. Bald wurde ihm eigentümlich zu Mute, denn er wußte alles, was er wissen wollte. Nun wurde es ihm auch leicht, seine Herde zu finden. Die Blume behielt er immer bei sich, eines Tages aber begann er sie zu zerpfücken. Als er das letzte Stück vom Stengel gelöst hatte, wurde er wieder so dumm, wie Rinderhirten zu sein pflegen.

Eine burleske Wendung desselben Volksglaubens zeigt ein altes neapolitanisches Märchen im *Pentamerone* II, 5. Eine Schlange bietet sich einem Ehepaare, das keine Kinder hat, als Sohn an und verlangt dann die Tochter des Königs zur Gemahlin. Der König willigt unter der Bedingung ein, daß alle Früchte des königlichen Gartens golden werden, daß die Mauer und der Boden des Gartens in kostbare Edelsteine verwandelt und der ganze Palast bis oben hinauf mit Gold angefüllt wird. Sogleich läßt die Schlange Obstkerne und zusammengekehrte Scherben in den Garten säen. Aus den Kernen wachsen die goldnen Bäume auf, aus den Scherben werden herrliche Edelsteine, die den Boden bedecken, den Palast aber läßt sie mit allen Arten von Gartenkräutern bestreuen, und er wird zu Gold. Die Schlange holt des Königs Tochter in einem goldnen, von vier goldnen Elefanten gezogenen Wagen, legt die Schlangenhülle ab und wird ein schöner Jüngling.

Zuweilen erscheint anstatt des Krauts ein wundertätiger Edelstein. Der Rabbi Jehuda Hindoa erzählt im Talmud (vergleiche Eisenmenger, *Entdecktes Judentum*, Königsberg i. Pr., 1711, S. 408 f.): Wir fuhren einmal in einem Schiff, da sahen wir einen Edelstein, den eine Schlange umringelte, und als sich einer, der wohl rudern konnte, hinab begab, den Stein zu holen, da kam die Schlange und wollte das Schiff verschlingen. Es kam aber eine Rabin und biß ihr den Kopf ab. Als nun die Gefährtin der Schlange kam, nahm sie den Stein und hängte ihn der toten Schlange an; da wurde sie wieder lebendig, und sie kam wieder, das Schiff zu verschlingen. Es kam aber wieder ein Vogel und biß ihr den Kopf ab. Da nahm der Rudermeister den Edelstein und warf ihn in das Schiff. Wir hatten eingefasste Vögel bei uns, und als man den Edelstein auf diese gelegt hatte, wurden sie lebendig, nahmen den Stein und flogen damit fort.

Dasselbe Kraut erscheint auch im Besitze anderer Tiere. In der *Völsunga-Saga* Kapitel 8 streifen Sigmund und Sinfjötli im Walde, um sich Beute zu verschaffen. Sie finden Wolfsbälge, legen sie an und werden in Wölfe verwandelt. So jagen sie weiter durch die Wälder, aber jeder für sich. Als Sinfjötli elf Männer siegreich bekämpft und sich dessen rühmt, springt Sigmund so heftig gegen ihn los, daß jener zurücktaumelt und fällt; dann beißt er ihn in die Gurgel und trägt den schwer verwundeten Sinfjötli heim in seine Hütte. Dort saß er bei ihm und verwünschte die Wolfsbälge zu allen Teufeln. Da sah er einmal, wie ein Wiesel das andre in die Gurgel biß; schnell lief es zum Walde, brachte ein Blatt und legte es auf die Wunde. Als bald sprang das andre auf und war geheilt. Sigmund ging nun hinaus, da sah er einen Raben, den Boten Odins, mit einem Blatte auf ihn zufliegen. Das legte er auf Sinfjötlis Wunde. Da sprang dieser auf und war gesund, als hätte er niemals eine Wunde gehabt. Etwas ähnliches findet sich in einem armorikanischen Märchen. Ein Teil der keltischen Kimbern, die von den Angelsachsen bedrängt aus Britannien nach Armorica, in die spätere Bretagne flüchteten, führten ihre Sagen und Märchen in ihre neue Heimat mit. Ein Teil dieser Märchen ist durch die französischen Gedichte der Marie de France, die im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lebte, bekannt geworden. In dem *Lai d'Eliduc* I, 401 ff. kommt dasselbe Schlangenkraut vor, nur werden die Schlangen auch hier durch zwei Wiesel ersetzt.

Auch in der byzantinischen Zeit finden wir Anklänge an diese Form des

Märchens, doch ist hier in einer romanhaften Erzählung eine Bärin im Besitze des Wunderkrauts. Der Dichter Theodor Prodromus, der in Konstantinopel zur Zeit der Kaiser Johannes und Manuel Komnenos zwischen 1118 und 1180 lebte, verfaßte einen Roman Rhodanthe und Dosikles, worin er folgendes erzählt: Als Dosikles und sein Genosse Kratander einst in Cypern auf der Jagd sind, gibt Myrilla, die Schwester des Kratander, die den Dosikles liebt, ihrer Nebenbuhlerin Rhodanthe einen Trank, der sie in einen todähnlichen Starrkrampf versetzt. Dosikles sieht auf der Jagd, wie eine Bärin ein erstarrtes Glied durch Auflegen eines Krauts heilt, nimmt das Kraut an sich und macht damit die Rhodanthe wieder gesund.

Wir haben in diesen Märchen verschiedner Völker gleiche oder ähnliche Anschauungen jahrtausendlang verfolgen können und stehn vor der Frage, wie man solche merkwürdigen Erscheinungen erklären kann. Daß die Völker, die miteinander in Berührung kamen, einzelne Züge der Märchen von den Nachbarn übernommen und dann mit den eignen Gebilden verschmolzen haben, ist klar. Aber wo man die Grenze des eignen und des fremden Besitzes suchen muß, bleibt uns meist verborgen. Deshalb lassen wir uns auch bei dem geheimnißvollen Schlangenkraute mit der oft erprobten Wahrnehmung genügen, daß dieselbe Beschaffenheit der Natur und des menschlichen Geistes zuweilen ähnliche Gebilde hervorbringt.

Köln a. Rh.

K. Ohlert



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)



Ich aß an diesem Tage nicht zu Mittag und besuchte die Sjawinskis die ganze Woche nicht. Ich konnte nicht mit mir einig werden. Einerseits lockten mich, abgesehen von der Schönheit, die Einfachheit und Natürlichkeit Maschas, die Geradheit ihres Wesens, die Kindlichkeit gepart mit Überlegung und gesundem, praktischem Verstand. Andererseits summten mir die Worte des verhassten Guibo in den Ohren und weckten Zweifel an der Wahrheit alles dessen, gaben auf Augenblicke dem Verdacht Raum, daß alles das nur gemacht, nur Maske und Hinterlist sei. Ich verlor den Appetit. Ich schlief schlecht. Burin, der mir auf der Straße begegnete, sah mich besorgt an und erkundigte sich dringend nach meiner Gesundheit.

Alexander, sagte er vorwurfsvoll, fern sei es von mir, Ihren Dienstleister tadeln zu wollen. Mühen und Placken ist das Los des Menschen, der nicht unnütz auf der Welt leben will. Sie wissen, ich habe auch nach Kräften gearbeitet und tue es noch. Aber zu viel ist ungesund. Seine Ruhe muß der Mensch haben. Um dienen zu können, muß man leben. Gönnen Sie sich Erholung. Hole der Teufel den Dienst, wenn Sie dabei so herunterkommen!

Das Zusammentreffen mit ihm kam mir vor wie ein Fingerzeig zur rechten Zeit. Warum hatte ich nicht früher an ihn gedacht! Da war endlich ein kluger und guter Mensch, der zudem der nächste Nachbar Maschas gewesen war. Seinem alles beobachtenden Scharfblick und Künstlerinteresse konnte eine Persönlichkeit wie Mascha nicht gleichgültig geblieben sein. Er mußte von ihr wissen und sich über sie ein richtiges Urteil gebildet haben. Ich begleitete ihn nach Hause.

Ich sprach mit ihm von den Leuten im Stadtteile, kam auf die Bewohner der Steinstraße, auf Abramow, die Schtschepin, den Richter und seine Agassja. Er